

Clarissa Goenawan

RAINBIRDS

Roman

Aus dem Englischen übersetzt
von Sabine Lohmann

THIELE  VERLAG

**Sie
zerfiel
vor meinen Augen
und
wurde
zu
Asche**

Zuerst war alles noch wie gewohnt.

Ich telefonierte mit meiner Schwester. Sie saß an ihrem Schreibtisch vor dem Fenster in ihrem gemieteten Zimmer in Akakawa. Die Sonne schien durch die Gardine und malte schimmernde Flecken auf ihr langes dunkles Haar. Sie stellte mir Frage um Frage, doch in meiner Ungeduld, das Gespräch hinter mich zu bringen, gab ich nur einsilbige Antworten. Aber dann zerfiel sie vor meinen Augen und wurde zu Asche.

Ich erwachte in einer schwarzen Limousine. Der Traum hätte sich gleich wieder verflüchtigt, wäre da auf meinem Schoß nicht die weiße Urne aus Porzellan gewesen. Sie glich einer kurzen zylindrischen Vase, mit einem fliegenden Kuckuck und Chrysanthemen bemalt. Drinnen befand sich die Asche meiner Schwester, Keiko Ishida, die erst dreiunddreißig gewesen war, als sie starb.

Ich lockerte meine Krawatte und fragte Honda: »Wie lange noch?«

Er drehte am Steuer. »Wir sind gleich da.«

»Was dagegen, wenn wir Musik anmachen?«

»Natürlich nicht«, sagte er und fingerte an einem Knopf herum.

Das Radio spielte Billie Holidays »Summertime«.

Für einen Freitagnachmittag lief die Fahrt einigermaßen glatt. Die Sonne stand hoch, kein Stau in Sicht. Selbst die Musik war entspannend, die Art Musik, zu der man den Takt klopft.

Unwillkürlich schlossen meine Hände sich fester um die Urne. Honda warf mir einen raschen Blick zu und sah dann wieder auf die Straße.

»Keiko mochte Jazz«, sagte er.

Ich nickte, unfähig zu sprechen. Ihr kleiner Stapel Musik-kassetten – was würde jetzt daraus werden?

»Das Komische war, dass sie keinen einzigen Jazzmusiker mit Namen kannte«, fuhr er fort.

Ich räusperte mich. »Man muss sich ja nicht auskennen, um Jazz zu mögen.«

»Gut gesagt, Ishida.«

Eigentlich war es meine Schwester, die das einmal zu mir gesagt hatte.

Selbst jetzt noch konnte ich sie an ihrem Schreibtisch sitzen sehen, die Telefonschnur um den Finger gewickelt, ein selbstzufriedenes Lächeln im Gesicht, während sie murmelte: »Man muss sich ja nicht auskennen, um Jazz zu mögen.«

Seltsam, dass dieses Bild sich mir so eingepägt hatte, obwohl ich doch gar nicht wusste, wie ihr Zimmer in Akakawa aussah – ich hatte es nie gesehen.

»Wir sind da«, sagte Honda, als der Wagen jetzt am Hotel Katsuragi vorfuhr.

»Danke für deine Hilfe beim Ausrichten der Gedenkfeier«, sagte ich.

»Keine Ursache. Keiko hat früher auch viel für mich getan.«

Ich nickte und stieg aus, die Urne mit beiden Händen haltend. Als ich schon fast in der Hotelhalle angekommen war, hörte ich ihn hinter mir herrufen.

»Ishida.«

Ich drehte mich um. Honda hatte das Beifahrerfenster heruntergeklappt.

»Was hast du denn damit vor?« Er kratzte sich im Nacken und schaute auf die Urne.

»Weiß ich noch nicht.«

»Wenn du die Asche ins Meer streuen lassen willst, könnten wir die Leute vom Krematorium damit beauftragen. Die machen das gegen eine geringe Gebühr.«

Honda und meine Schwester hatten an der gleichen Paukschule unterrichtet. Er war es auch, der mir eine Unterkunft besorgt hatte.

»Es ist spärlich möbliert, aber günstig und ganz in Ordnung«, hatte er gesagt, eine völlig zutreffende Beschreibung. Ein Queensize-Bett, ein kleiner Fernseher, ein Schrank, ein Toilettentisch mit passendem Stuhl – das war alles. Das Mobiliar war altlich, aber funktional. Das Zimmer wirkte einigermaßen sauber, hatte ein eigenes Bad und roch ein bisschen muffig.

Ich stellte die Urne auf den Toilettentisch und sah auf die Uhr. Es war halb drei, also blieb mir eine Stunde bis zu meinem Termin auf dem Polizeirevier. Ich zog den Anzug aus und ließ ihn über der Stuhllehne hängen. Ich brauchte erst mal eine Dusche, um den süßlichen Räucherduft des Bestattungsinstituts abzuwaschen.

Während ich die Badezimmertür aufschob, warf ich einen Blick zurück zum Toilettentisch. Die Urne stand immer noch still da.

Auf dem Revier fand ich einen einsamen jungen Beamten am Schalter vor. Ich war der einzige Besucher. Als ich dem Mann meinen Namen nannte, stand er auf, um mir die Tür zu den Diensträumen zu öffnen.

»Folgen Sie mir«, sagte er, was ich tat, überrascht, dass er den Empfang unbesetzt ließ.

Der Beamte führte mich durch einen engen Flur und wies mich mit einer Handbewegung zu einer Tür auf der rechten Seite. Ich klopfte zweimal, atmete tief durch und drückte die Klinke herunter.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte ich.

Ein Mann mittleren Alters saß hinter einem Schreibtisch, auf dem sich Aktenberge stapelten. Er hatte schütteres Haar und trug ein ausgebleichenes schwarzes Sakko über einem verknitterten weißen Hemd. Für einen Polizeibeamten war er ziemlich nachlässig gekleidet. Das Büro war fensterlos und kleiner, als ich erwartet hatte. Vielleicht war das Absicht, um ein klaustrophobisches Gefühl bei den Besuchern zu erzeugen. Der Schreibtisch reichte von Wand zu Wand und teilte das Zimmer in zwei Hälften. Ich fragte mich, wie der Beamte wohl jeden Morgen zu seinem Stuhl kam. Kletterte er über den Schreibtisch, oder kroch er darunter durch?

Er sah mich an. »Herr Ren Ishida?«

»Ja.«

»Bitte setzen Sie sich.« Er deutete auf die zwei freien Stühle vor dem Schreibtisch. »Es tut mir leid, was mit Ihrer Schwester passiert ist. Das muss eine schwere Zeit für Sie und

Ihre Familie sein.« Er schob einen Aktenstapel zur Seite und reichte mir seine Visitenkarte. »Ich bin für Keiko Ishidas Fall zuständig. Sie können mich Oda nennen.«

Ich nickte und las, was auf der Karte stand:

HIDETOSHI ODA
HAUPTKOMMISSAR

»Herr Ishida, ich brauche so viele Information von Ihnen wie möglich.« Er holte einen Kassettenrecorder hervor. »Können wir anfangen?«

»Ja.«

Der Kommissar drückte die Aufnahmetaste, sah auf die Uhr und begann, einen wohlerprobten Text aufzusagen. Er nannte Datum, Uhrzeit und Ort des Interviews, anschließend seinen und meinen Namen. Ich bestätigte meine Identität, und er machte sich an die offizielle Befragung.

»Erzählen Sie mir von Ihrer Schwester«, sagte er. »Standen Sie beide sich nah?«

»Ich denke, ja. Sie rief mindestens einmal die Woche an«, antwortete ich.

»Wann haben Sie zuletzt mit ihr gesprochen?«

»Letzten Montag.«

Er drehte seinen Tischkalender zu mir um. »Das war dann also am sechsten Juni?«

»Ja.«

»Sechster Juni 1994«, murmelte er in seinen Recorder. »Und worüber haben Sie geredet?«

Ich starrte auf die kahle Wand hinter ihm. »Nichts Besonderes, halt so das Übliche.«

»Geht das auch etwas genauer?«

Ich überlegte einen Moment. Worüber hatten wir gesprochen? Ach ja, natürlich. Von meiner Verabredung.

»Warst du dieses Wochenende mit Nae aus?«, wollte meine Schwester wissen.

»Mhm«, antwortete ich. »Das unvermeidliche Samstagabend-Date.«

»Und wo seid ihr gewesen?«

»Beim Italiener.«

»Schickes Lokal?«

»Könnte man so sagen.«

»Wirklich?«, wunderte sie sich. »Ich wusste gar nicht, dass du so ein Feinschmecker bist.«

»Es war Naes Idee, nicht meine. Sie hatte in einer ihrer Frauenzeitschriften was darüber gelesen.«

»Und? War es gut?«

Ich seufzte. »Eher im Gegenteil.«

»Wieso?«

Wo sollte ich anfangen? »Die Bedienung war lahm, die Pasta fade, und teuer war es obendrein. Ich hätte es mir gleich denken können, nachdem die Empfehlung aus einem Modemagazin stammte.«

Sie lachte. »Vielleicht hattest du zu hohe Erwartungen.«

»Glaub mir«, sagte ich, »es war miserabel.«

»Und wo seid ihr anschließend hin?«

Ich zögerte. »Nirgend.«

»Was?« Sie hob die Stimme. »Das war alles?«

»Ja«, sagte ich. »Das war alles.«

»Das glaub ich jetzt nicht.«

»Kommt es mir nur so vor, oder klingst du enttäuscht?«

»Ich *bin* enttäuscht«, sagte sie. »Du bist so langweilig für jemanden, der so jung ist.«

»Und du redest wie eine alte Frau. Dabei bist du auch nur neun Jahre älter als ich. Und überhaupt, was hast du denn erwartet?«

»Leute eures Alters machen nach dem Essen normalerweise einen romantischen Spaziergang. Oder verschweigst du mir das Beste?«

»Tut mir leid, wenn ich dich wieder enttäuschen muss, aber sie ist gleich nach Hause gegangen.«

Das war nicht mal gelogen, aber es war nur ein Teil der Wahrheit. Nae und ich hatten uns beim Essen gestritten. Zugegeben, ich war ohnehin schon schlecht gelaunt. Der schlechte Service und das fade Essen machten es nur noch schlimmer. Und als Nae mich dann auch noch die ganze Zeit über mit Fragen über meine Zukunftspläne – *unsere* Zukunftspläne – löcherte, hatte ich die Nerven verloren.

»Du bist so verzweifelt darauf aus zu heiraten«, fuhr ich sie an. »Hast du Angst, als Einzige sitzenzubleiben?«

Als sie aufsprang und sich ihre Tasche schnappte, merkte ich, dass ich zu weit gegangen war. Sie hatte das Hauptgericht nicht mal angerührt.

»Glaub ja nicht, dass ich wieder mit dir rede, bevor du dich entschuldigst hast«, fauchte sie und stürmte hinaus.

Ich seufzte. Nae war dickköpfig. Sie würde ihre Drohung wahr machen, aber das war mir nur recht. Ich brauchte eine Pause. In letzter Zeit drehten sich alle unsere Gespräche ums Heiraten, obwohl ich ihr gesagt hatte, dass ich noch nicht so weit sei. Ein bisschen Abstand konnte nicht schaden.

Ich verließ das Restaurant kurze Zeit später. Auf dem Weg zur Bahn sah ich eine Bar auf der anderen Straßenseite. Ich ging hinein und bestellte ein Bier. Eine Frau setzte sich auf den Barhocker neben mir. Wir kamen ins Gespräch, und am

Ende trank ich mehr, als ich vorgehabt hatte. Sie war attraktiv genug, und der Alkohol und die schummrige Beleuchtung taten ein Übriges. So führte eins zum anderen, und ich fand mich im Bett ihres schicken kleinen Apartments wieder. Als wir fertig waren, schlief sie ein, während ich unter die Dusche ging. Die letzte Bahn war weg, also blieb ich über Nacht. Sie schlief immer noch tief und fest, als ich gegen vier Uhr morgens aufwachte. Ich hatte keine Lust, mich näher mit ihr einzulassen, und machte mich leise davon.

Natürlich erzählte ich meiner Schwester nichts davon. Sie hätte sich nach dieser Frau erkundigt, und ich konnte mich kaum an ihr Gesicht erinnern, geschweige denn an ihren Namen. Wir hatten uns stundenlang unterhalten, aber die Erinnerung hatte sich verflüchtigt. Das Einzige, was ich noch im Gedächtnis hatte, war das kleine Muttermal in ihrem Nacken.

»Ren, warum so still?«, fragte meine Schwester.

»Ich bin einfach müde«, log ich.

Sie fuhr fort, als ob sie mich nicht gehört hätte. »Aber du magst doch italienisches Essen, oder? Ich weiß noch, wie du dich immer über die Spaghetti bolognese hergemacht hast, die ich gekocht hatte.«

»Ich mag's nur, wenn's gut gemacht ist.«

»Ich kenne ein wirklich gutes italienisches Lokal. Es ist nicht so fein wie das, wo du warst – nur ein gemütliches kleines Gasthaus, das von einem älteren Ehepaar geführt wird. Dorthin werde ich dich mal mitnehmen, wenn du nach Akakawa kommst. Es ist etwas abgelegen, aber es lohnt die Fahrt.«

Ich musste lächeln, weil sie so begeistert klang. »Na gut«, sagte ich, und das war das letzte Mal, dass wir miteinander sprachen.

»Ist Ihnen noch etwas eingefallen?«, fragte der Kommissar.

Ich nahm nicht an, dass mein Privatleben sachdienliche Hinweise auf den Tod meiner Schwester liefern konnte.

»Wir haben über mein Studium geredet. Nichts Besonderes.«

»Hat sie irgendetwas erwähnt, das sie beunruhigte? Im Job vielleicht, oder in ihren persönlichen Beziehungen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nicht, dass ich wüsste.«

»Haben Sie eine Ahnung, warum sie nach Akakawa kam? Gegen Tokio ist das doch ein Provinznest, und sie hat hier offenbar ganz allein gelebt.«

Ich zögerte. »Meine Eltern haben keine besonders gute Beziehung. Meine Schwester hat das einfach nicht mehr ausgehalten.«

Er warf einen Blick in die Akte. »Sie ist gleich nach dem Universitätsabschluss aus Tokio weggezogen, mit zweiundzwanzig. Stimmt das?«

»Ja.«

»Also hat sie seit elf Jahren hier gelebt.« Er sah mich nachdenklich an. »Und warum sind Sie der einzige Verwandte, der zu ihrer Gedenkfeier gekommen ist?«

Ich konnte mich nicht zu einer Antwort durchringen. Er kniff die Augen zusammen und wartete, aber ich hielt den Mund. Ich wollte nicht zu viel von unseren Familienproblemen preisgeben, das war Privatsache und ohne Belang für den Tod meiner Schwester. Der Kommissar seufzte und kritzelte etwas auf seinen Block. Das Papier war voller Notizen in seiner unleserlichen Krakelschrift.

»Ihre Schwester ... war sie mit jemandem liiert?«

»Nein.«

Ich war mir sicher, dass meine Schwester in letzter Zeit keine Beziehung gehabt hatte. Nicht, weil irgendetwas mit

ihr nicht gestimmt hätte – sie war von angenehmem Wesen, schlanker Statur, und man merkte gleich, dass sie eine gute Erziehung genossen hatte. Kurz, Keiko Ishida war genau die Art Frau, die der Durchschnittsangestellte sich als Ehefrau wünschte. Während ihrer Studienjahre in Tokio hatten ein paar ganz vorzeigbare Typen sich um sie bemüht, aber sie hatte sie alle höflich abgewiesen.

»Es ist sinnlos, wenn ich nicht in ihn verliebt bin«, erklärte sie.

»Sei doch keine so hoffnungslose Romantikerin«, sagte ich. »Wenn das so weitergeht, wirst du nie heiraten.«

Sie lachte nur, doch obgleich sie es nie zugegeben hätte, wusste sie wohl, dass etwas Wahres dran war.

»Sind Sie sicher?«, unterbrach der Kommissar meine Erinnerungen.

Er nahm ein paar Fotos aus der Schublade und breitete sie auf dem Tisch aus. Eins zeigte eine beige Handtasche, die ich als die meiner Schwester erkannte. Die Handtasche war vom Wasser durchweicht und blutverschmiert, das Innenfutter zerrissen, das Leder voller tiefer Kratzer. Der Anblick hätte mich traurig stimmen sollen, aber ich fühlte nichts. Ich war wie taub.

Ich sah mir die restlichen Fotos an. Nichts weiter Ungeöhnliches. Ihr Portemonnaie, ein roter Schal, ein Schlüsselbund mit einem Hasenanhänger, irgendwelche Tabletten, ein Notizkalender, Kugelschreiber.

»Sehen Sie sich das hier an.« Der Kommissar zeigte auf die Tabletten.

Bei näherer Betrachtung erwiesen sie sich als Antibabypillen.

»Und das hier.« Er tippte auf das Foto, auf dem der Schal zu sehen war. »Wonach sieht das für Sie aus?«

»Ein Schal«, antwortete ich, ohne lange zu überlegen.

»Bei der kriminaltechnischen Untersuchung wurde eine ihrer Wimpern darauf gefunden. Außerdem hatte sie Schnürmale an den Handgelenken, als ob diese zusammengebunden gewesen wären.«

Ich hatte einen Kloß im Hals. »Sie hatte also die Augen verbunden und die Hände gefesselt, als sie umgebracht wurde?«

»Unseren Ermittlungen nach muss sie schon eine ganze Weile vor dem Mord gefesselt worden sein. Ihre Verletzungen lassen darauf schließen, dass sie noch versuchte, ihren Angreifer mit der Handtasche abzuwehren.« Er schob bedächtig die Lippen vor. »Es tut mir leid, wenn ich gefühllos klinge, aber es ist mein Job, die Sache von allen Seiten her zu untersuchen.«

Ich schwieg, wartete auf seine nächste Frage.

»Könnte es vielleicht sein, dass Ihre Schwester sich mit irgendeiner Organisation eingelassen hatte? Oder mit einer Gruppe, die irgendwelche ... bizarren sexuellen Praktiken betrieb?« Er wandte verlegen den Blick ab. »Ich meine nur, sie war attraktiv und hatte, wie Sie sagen, keine feste Beziehung.«

Die Idee war dermaßen absurd, dass ich mir ein Lachen verkneifen musste. »Ich kannte sie gut genug. Sie schlief nicht in der Gegend herum.«

Er seufzte, hakte aber nicht weiter nach. »Hat sie denn nie jemanden erwähnt, den sie gern hatte?«

Ich bemühte mich, irgendetwas dieser Art aus all den Jahren unserer wöchentlichen Telefongespräche zutage zu fördern.

»Vielleicht einen Exfreund?«, fragte er.

»Es gab da mal einen Mann«, sagte ich. »Ungefähr vor vier Jahren. Ich bin nicht sicher, ob er ihr Freund war, aber sie hat mir erzählt, da sei jemand, mit dem sie viel Zeit verbringe.«

Der Kommissar beugte sich vor und griff nach seinem Stift.
»Name?«

»Seinen Namen hat sie nicht erwähnt, aber das war das einzige Mal, dass sie von einem Mann gesprochen hat. Ein paar Monate später haben sie sich verkracht.«

»Weswegen?«

»Keine Ahnung.«

Er warf den Stift auf den Tisch zurück. »Was wissen Sie noch über diesen Mann?«

»Er fährt Auto«, sagte ich. »Sie haben manchmal Ausflüge unternommen.«

Der Kommissar kratzte sich am Kinn. »Wissen Sie, wohin?«

»Das hat sie mir nie erzählt.«

»Sonst noch irgendwas?«

Ich rutschte unbehaglich auf meinem Sitz hin und her. Ich wusste so wenig über die Freunde meiner Schwester, oder über die Männer, mit denen sie ausging. Sie hatte sich mir nie anvertraut, aber ich hatte auch nie genug Fragen gestellt. War ich immer schon so gleichgültig gewesen?

»Es tut mir leid«, sagte ich. »Ich wünschte, ich könnte Ihnen eine größere Hilfe sein.«

Er schaltete den Kassettenrecorder aus. »Um ehrlich zu sein, so war es bei jedem, mit dem ich bisher gesprochen habe. Ihr Vorgesetzter, ihre Kollegen, ihr Vermieter. Keiner weiß irgendwas über ihr Privatleben. Sie muss sehr verschwiegen gewesen sein.«

Nein, das war es nicht. Meine Schwester hatte zu viel für die Menschen übrig, die sie umgaben; immer war sie es, die sich nach den anderen erkundigte, nie wollte sie selbst im Mittelpunkt stehen. Oder vielleicht hatte er recht. Vielleicht *war* sie verschwiegen, und ich war die ganze Zeit einem Irrtum

erlegen. Ich verstand ja nicht mal, wieso sie Antibabypillen und eine Augenbinde in der Handtasche mit sich herumtrug.

»Wir werden unser Bestes tun«, sagte der Kommissar. »Rufen Sie mich an, wenn Ihnen noch etwas einfällt, das uns bei unseren Ermittlungen behilflich sein könnte. Was auch immer es ist, melden Sie sich einfach. In Ordnung?«

Ich nickte halbherzig. Wenn das ihre Vorgehensweise war, würden sie den Fall niemals lösen.

»Haben Sie denn noch Fragen an uns?«, wollte er wissen.

Ich hatte so viele, dass ich nicht wusste, wo ich anfangen sollte. Ich konnte noch immer nicht glauben, dass sie einfach so verschwunden war.

Vor drei Tagen hatte ich den Anruf von der Polizei erhalten. Und dann stand ich schon vor ihrem Sarg. Der Bestatter hatte gute Arbeit geleistet. Sie sah aus, als schlief sie friedlich.

»Ich wüsste gern, wie das passiert ist«, sagte ich.

Der Kommissar neigte den Kopf. »Sie meinen die Begleitumstände ihres Todes?«

»Ja.«

»Nun, es entspricht in etwa dem, was in der Zeitung stand«, sagte er. »Fräulein Ishida war spätabends allein unterwegs, als sie mit einer Stichwaffe überfallen wurde. Wir fanden ein blutbeflecktes Messer am Tatort, und ihre Verletzungen waren eindeutig Stichwunden. Die DNA auf dem Messer war mit der ihren identisch.«

Konnte das sein? Ich räusperte mich. »Darf ich das Messer mal sehen?«

»Es ist ein normales Küchenmesser.«

Er zog ein weiteres Foto aus seiner Schublade. Das Messer war, wie er gesagt hatte, ein ganz gewöhnliches. Nicht das, was ich mir ausgemalt hatte.

»Haben Sie irgendwelche Fingerabdrücke gefunden?«

»Nur die von Ihrer Schwester.«

»Ist es möglich, dass es ihr eigenes Messer war? Vielleicht hatte sie es zur Selbstverteidigung mitgenommen, und der Angreifer hat es sich geschnappt.«

Er schaukelte mit dem Kopf vor. »Das können wir nicht ausschließen, aber Akakawa ist eigentlich eine sichere Stadt. Wir haben ein bisschen Kleinkriminalität, aber nichts, was eine junge Dame dazu brächte, ein Messer zur Selbstverteidigung mitzunehmen.«

Ich schwieg. Wenn die Stadt wirklich so sicher war, warum war meine Schwester dann nicht mehr am Leben?

»Aus Ihrer Handtasche fehlte nichts«, meinte der Kommissar. »Ihr Portemonnaie und ihr Schmuck sind nicht angerührt worden. Das sieht nicht nach einem fehlgeschlagenen Raubüberfall aus. Der Angriff war heimtückisch und vorsätzlich.«

Ich erinnerte mich an eine Formulierung aus einem der Zeitungsartikel, die ich gelesen hatte: *Abgesehen vom Gesicht war das Opfer von Stichwunden übersät*. Aber ich hatte keine ihrer Wunden gesehen. Als ich am Sarg stand, in dem sie so bleich und still dalag, hätte ich sie am liebsten geschüttelt und gerufen: »Wach auf! Was tust du denn hier?«

Meine Schwester Keiko war immer so rücksichtsvoll und beliebt gewesen. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass jemand sie genug hasste, um sie auf so grausige Weise zu töten. Oder hatte ich sie immer ganz falsch gesehen? Wenn ich mir Mühe gegeben hätte, meine Schwester zu verstehen, hätte ich ihr Schicksal dann ändern können? Es war zu spät für diese Fragen. Keiko Ishida war in einen Schlaf gesunken, aus dem es kein Erwachen gab. Selbst ein Tsunami hätte sie nicht aus ihrem ewigen Traum erwecken können.

ISBN 978-3-85179-423-6

Alle Rechte vorbehalten

© 2018 by Clarissa Goenawan

Die Originalausgabe erschien bei Soho Press, Inc., New York

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

Rainbirds

© 2019 für die deutschsprachige Ausgabe

Thiele Verlag in der Thiele & Brandstätter Verlag GmbH,

München und Wien

Umschlaggestaltung: Christina Krutz, Biebesheim am Rhein

Satz: Christine Paxmann • text • konzept • grafik, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

www.thiele-verlag.com